

WOLFRAM ETTÉ • ANNE PEITER

DER AUSNAHME- ZUSTAND IST DER NORMALZUSTAND

Texte zu Corona



BÜCHNER

Der Ausnahmezustand ist
der Normalzustand, nur wahrer

Wolfram Ette, geb. 1966, studierte Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, Philosophie und Gräzistik in Berlin und Paris und habilitierte sich 2009 an der Technischen Universität Chemnitz mit der Arbeit *Kritik der Tragödie. Über dramatische Entschleunigung*. Gegenwärtig arbeitet er im Rahmen des Forschungsprojekts »Philologie des Abenteuers« (LMU München) an einem Buch über die Geschichte der literarischen Spannung. Daneben publiziert er regelmäßig für die Wochenzeitung *Der Freitag*. Er lebt in Chemnitz.

Anne D. Peiter, geb. 1973, ist Dozentin für Germanistik an der Universität von La Réunion. Sie war Stipendiatin der Studienstiftung des deutschen Volkes, hat 2006 an der Humboldt-Universität zu Berlin promoviert und wurde 2018 an der Université Sorbonne Nouvelle in Paris habilitiert. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Geschichte der modernen Gewalt vom Kolonialismus bis zum Kalten Krieg sowie Shoah- und Exilliteratur.

Wolfram Ette • Anne D. Peiter

Der Ausnahmezustand ist
der Normalzustand,
nur wahrer

Texte zu Corona



BÜCHNER

ISBN (Print) 978-3-96317-235-9

ISBN (ePDF) 978-3-96317-772-9

Copyright © 2021 Buechner-Verlag eG, Marburg

Seite 192–194: »Entdeckung an einer jungen Frau«, aus: Bertolt Brecht, Die Gedichte.

Herausgegeben von Jan Knopf. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007.

Alle Rechte bei und vorbehalten durch Suhrkamp Verlag Berlin.

Cover: DeinSatz Marburg | tn

Das Werk, einschließlich all seiner Teile, ist urheberrechtlich durch den Verlag geschützt. Jede Verwertung ist ohne die Zustimmung des Verlags unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

www.buechner-verlag.de

Inhalt

Einleitung	7
Feedbacks der Krise	17
V-Effekte des Sozialen	25
Philologie der Krise	49
Die Eingeschlossenen	63
Wissenschaft und Politik	97
Von der Macht der Zahlen	107
Gespenster des Digitalen	117
Die Maske	135
Hier und anderswo	143
Leben und Tod im Leben	157
Wie es zugeht	199
Verschörungstheorie	205
Ökonomisches	229
Dialektik der Aufklärung	243

Massensehnsüchte	261
Erinnerungen an die Zukunft	267
Der Atem	275
Anmerkungen und Nachweise	281

Einleitung

Schreiben als Selbstverteidigung

Das hier vorliegende Unternehmen ist kein streng wissenschaftliches. Gleichwohl sind wir: ein Wissenschaftler und eine Wissenschaftlerin. Das ist der Beruf, in dem wir seit Jahren und Jahrzehnten tätig sind und in dessen Artikulationsweise wir uns auskennen. Dennoch werden mit dem, was wir hier tun, die Gewohnheiten des wissenschaftlichen Diskurses strapaziert. Warum? Erster und nächstliegender Grund ist, dass uns Zeit, Raum und vielleicht auch die Fähigkeit zur wissenschaftlichen Distanzierung im Fall von Corona nicht gegeben waren. Wir waren und sind überwältigt von dem, was um uns herum passiert. Die großen und die kleinen Ereignisse durchdringen unseren Reizschutz, gehen unter die Haut, lassen uns schlecht schlafen. Über solche Dinge kann man nicht mit dem kühlen Abstand der Wissenschaft arbeiten. Es wäre ein Verrat an der Erfahrung, die wir täglich, tagtäglich machen. Wir würden so tun, als könnten wir das, was uns überfordert, beherrschen.

Das Schreibverfahren, für das wir uns weniger entschieden haben, als dass uns der Gang der Dinge in diese Richtung drängte, möchten wir als eine Art Notwehr, als Selbstverteidigung charakterisieren. Aus allen möglichen Richtungen drängen die Ereignisse auf uns ein; eine gute Kämpferin und ein guter Kämpfer müssen flexibel sein, reaktionsschnell, in alle Richtungen agil. Und sie dürfen nicht schematisch auf einzelne Formen der Selbstverteidigung fixiert sein. So umfassend der Angriff auf das Gewohnte ist, als den wir Corona wahrgenommen haben, so umfassend und erfindungsreich muss die Verteidigung sein. Deswegen mischt das vorliegende Buch die Genres und Textformen; deswegen empfinden wir es als großen Glücksfall, dass wir für diese Selbstverteidigung nicht allein, sondern zu zweit sein durften. Und schon dies:

zwei gleichberechtigte, aber nicht gleiche Stimmen, die neben-, über- und untereinander herlaufen und nicht danach trachten, sich in eine argumentativ herausdestillierte höhere Wahrheit aufzulösen – auch das ist im Kern eigentlich nicht wissenschaftlich und will es auch nicht sein. Dieses Buch führt keine Entscheidung herbei, es lädt Sie, die Lesenden, vielmehr dazu ein, bei der Lösung eines Problems mitzuhelfen, das wir – vielleicht – nur gemeinsam lösen können.

Der Essay als Form

Die Mischung der Genres, der Themen, die je und je unterschiedliche Zusammensetzung von Allgemeinem und Einzelem in jedem der folgenden Texte, ihr diskontinuierlicher Zusammenhang, der eher als eine Konstellation denn als ein System beschrieben werden sollte, die Lückenhaftigkeit auf der einen, das Festhalten am Exemplarischen auf der anderen Seite: Dies alles sind Elemente eines Verfahrens, das Adorno unter dem Titel ›Der Essay als Form‹ fasste. Er verband damit den Anspruch eines unreglementierten Denkens, das sich der Erfahrung öffnet, anstatt sie szientifisch zu neutralisieren. Wir teilen diese Auffassung, möchten sie aber in einer bestimmten Weise zuspitzen. Die Coronaerfahrung war und bleibt eine Krisenerfahrung. Das heißt: Sie ist eine Erfahrung der ständigen Überforderung. Der gesamte Alltag änderte sich, mit Familie vielleicht noch mehr denn als weitgehend alleinlebender Mensch. Ununterbrochen passierten überall auf der Welt wichtige Dinge, und über all das hinaus, was wir über die Medien zur Kenntnis nehmen konnten, flutete die veränderte Alltagserfahrung in uns hinein, wollte beobachtet, notiert und verstanden werden. Der Essay, der sich um ein Ganzes nicht schert, sondern gerade das nimmt, was ihm vor Augen liegt, erscheint vor diesem Horizont als die Gestalt der Geistesgegenwart, zu der wir jetzt fähig sind. Es besteht schlicht zu wenig Zeit, darüber nachzudenken und umständlich abzuwägen, was wichtig ist und was nicht. So nahmen wir das, was uns gelegen kam und was sich jeweils aufdrängte, wir vertrauen es der Öffentlichkeit an und hoffen darauf, dass auch das abseitig Scheinende seine Verbindung mit der Zeit und seine Verbindlichkeit für sie erweisen wird.

Der Essay ist ein Versuch, dem Denken eine Wendung zu geben, durch die das Subjektive und das Objektive in ein anderes Verhältnis treten als in einer nur wissenschaftlichen Abhandlung. Zunächst einmal spielt das Subjektive überhaupt eine tragende Rolle. Seit Montaigne, der den modernen Essay als Selbsterforschung des von transzendenten Ordnungen allein gelassenen Ichs beginnen lässt, hat sich daran nicht viel geändert. Der Essay ist Erforschung des gelebten Lebens aus einer bestimmten, meiner, also subjektiven Perspektive. Was er damit kritisiert, ist eine Wissenschaft, die die Erfahrung des gelebten Lebens um eines Objektivitätsideals willen verdrängt, dessen Erreichung einem vielleicht Anerkennung innerhalb der *scientific community* verschafft, aber den Preis gesellschaftlicher Unverbindlichkeit zu zahlen hat. Geisteswissenschaften, die dem Erkenntnisprinzip der Naturwissenschaften einfach nur nacheifern, geben sich selbst auf. Ihre Objektivität wird damit erkaufte, dass sie niemanden mehr interessieren. Der Essay, der sich darüber hinwegsetzt, erinnert die Geisteswissenschaften an ihr eigenes, verdrängtes Fundament.

Das heißt nicht, dass er nichts Objektives an sich hätte. Seine Objektivität ist aber anders beschaffen als die eines mathematischen Beweises, einer korrekt erhobenen Statistik oder einer literaturgeschichtlichen Abhandlung. Jean Améry hat das sehr schön formuliert. Er schreibt im Vorwort zu seinem Essay »Über das Altern«: »Lag einerseits der subjektive Charakter solcher Notizen von Beginn an für mich auf der Hand, so habe ich doch andererseits danach gestrebt, durch eine aus allen Blickwinkeln vollzogene, permanente Widerspiegelung der gefassten Gedanken, durch ständiges sich selbst anfechtendes und korrigierendes Nachdenken, das niemals den Widerspruch scheute, dem Unternehmen eine Drehung ins Mehr-als-Subjektive zu geben.« Ein Subjektiv-Objektives entsteht also daraus, dass das Subjekt seiner eigenen Widersprüchlichkeit inne wird und diese thematisiert, auch wenn es dabei nicht zu einer Synthese gelangt. Keine subsumptive, durch Einordnung und Klassifikation hergestellte Objektivität also, sondern eine, die sich dialektisch herstellt und in gewisser Hinsicht nie ganz fertig ist.

Es ist also nicht bloß der uns überfordernden Krise geschuldet, dass wir uns gelegentlich widersprechen, dem oder der anderen ebenso wie uns selbst. Wir betrachten uns grundsätzlich als Lernende. Es gibt kein Lernen als das im Widerspruch. Das Hin und Her, das Sowohl-als-auch, das Einerseits-andererseits, sie gehören zu unserem intellektuellen Verhalten dazu, das in der Krise,

in der eh niemand weiß, wo ihm oder ihr der Kopf steht, sein intentionales Korrelat gefunden hat.

Sozialer Essay

Und noch mehr. Wir würden das, was wir hier tun, überfordert mit der Wirklichkeit im Ausnahmezustand fechtend, als ›sozialen Essay‹ bezeichnen. Der Begriff lehnt sich an den der sozialen Plastik an, der von Joseph Beuys in den 1970er Jahren geprägt wurde, um das spezifische Verhältnis von Kunst und politischer Praxis zu bezeichnen, an dem ihm gelegen war. Dieses Verhältnis versuchen wir auf die Wissenschaft zu übertragen.

Wir verstehen uns nachdrücklich als Philologe und Philologin. Wir glauben in einem fast verzweifelten Grade an die wirklichkeitsprägende Macht des Wortes. Einer Konjunktion, einem Komma oder einer Präposition sind lange Erwägungen gewidmet, weil es die uns mögliche Korrektur einer vom Wort bestimmten und verhunzten Wirklichkeit ist. Aber wir betreiben das nicht um seiner selbst willen. Wir sind Textkritiker nicht des Wortes, sondern der Wirklichkeit. Der Fetischismus literarischer Bildung, dieser verwesende bürgerliche Hausvorrat, der von Generation zu Generation mit schwindender Überzeugungskraft durch die Universität geschleift wird, interessiert uns nicht. Uns interessiert, was nützt, was etwas aufschließen kann in der großen Ratlosigkeit, in der wir uns befinden. Unsere Intention ist der Text, der in die Wirklichkeit eingreift und sie durch Erkenntnis verändert.

Eine Bedingung dafür ist seine Unvollständigkeit. Wir bieten kein System, sondern eine Konstellation von Gedanken, die an manchen Stellen fragmentarisch bleiben und abreißen. Das heißt, wir fordern die Leserinnen und Leser auf zum Mitmachen. Das Unvollendete ist ein Arbeitsauftrag – zum Teil, weil wir nicht weiter konnten, weil uns selbst nichts mehr eingefallen ist zu unserem Thema, zum Teil aber auch, weil wir nicht weiter wollten, in der Ansicht, dass die intellektuelle Kontrolle über einen beweglichen Gegenstand, der sich ständig verändert und uns nicht gegenübersteht, sondern in dem wir uns als eines seiner Elemente befinden, ein Phantasma, eine Ideologie und letztlich selbst eine intellektuelle Bankrotterklärung ist. Wer sagt, er habe Corona ver-

standen, lügt. Wir machen Vorschläge, bieten Denkmodelle und detailversessene Deutungen an, in der Hoffnung, dass andere – Sie, die Leserinnen und Leser – es aufgreifen und daran weiterarbeiten. Darauf kommt es an. Nur dann wird ein Essay zu dem, was er sein soll: zu einem Werkzeug. Nur dann ist es ein sozialer Essay, ein Experiment zwischen uns.

Dass wir diesen Aspekt betonen, hängt auch mit den Bedingungen zusammen, unter denen diese Textsammlung entstanden ist. Denn es handelt sich ja nicht um das Werk eines/r Einzelnen, sondern um ein Durcheinanderwirken zweier sehr verschiedener Perspektiven. Auf der einen Seite: ein ehemaliger Westdeutscher mit ostdeutschen Wurzeln, seit 20 Jahren in Chemnitz lebend, also in dem auf interessante Weise heruntergekommenen Stiefkind der Republik, in dem die Folgen der Wiedervereinigung spürbarer sind als woanders. Auf der anderen Seite: eine Deutsche auf der Insel La Réunion, in einem der Übersee-Départements der République Française, Überbleibsel kolonialer Macht, Wurmfortsatz Europas im Indischen Ozean. Blicke aus der Peripherie der nördlichen Hemisphäre, Blicke aus der Peripherie der südlichen Hemisphäre. Dies ist das, was uns trennt, und es ist das, was uns verbindet. Es ist ein Glücksfall, dass wir uns zum gemeinsamen Schreiben in 9 000 Kilometer Entfernung zusammengefunden haben. »*Die Sache ist ein Verhältnis zwischen Menschen*«: Nie ist uns dieser Satz Hella Tiedemanns klarer geworden als in dieser Situation. Und die so verstandene ›Sache‹ ist eben das Verbindungsstück zwischen Wissenschaft, Erfahrung und Praxis, dem wir mit der Gattungsbezeichnung des sozialen Essays eine Form zu geben versucht haben.

Gewaltige Details

Die Umwerfung herkömmlicher Größenverhältnisse ist entscheidend für unser Vorgehen. Es geht um Dinge, die man als »gewaltige Details« zu bezeichnen hätte. Diese sind nicht das »Ganze«, sind nicht das »Große«, und doch dürfen sie als das gelten, was gerade noch – in Ansätzen wenigstens – fassbar ist und im politischen, sozialen und wirtschaftlichen Chaos, das dem Versuch zur Eindämmung der Epidemie folgte, Ausblicke auf komplexe Zusammenhänge freigibt. Zu sagen, wir interessierten uns für Details, bedeutet also, dass

wir, »künstlich« gleichsam, Dinge vergrößern. Übertreibung und bewusste Unverhältnismäßigkeit sind unsere Sache. Wir treiben das hervor, was sich dank des Kleinsten und im Kleinsten von der großen Bedrohung zeigt. Das Ziel: auf diese Weise so etwas wie »Sichtbarkeit« herstellen.

Dabei ist der Titel des Buches entscheidend. Ist nicht vieles, was durch die Pandemie zur Wirklichkeit wurde, ist nicht die plötzliche Außerkraftsetzung von Normalität schon in der vorherigen Normalität enthalten gewesen? Anders formuliert: Ist das, was als Ausnahmezustand wahrgenommen wird, vielleicht etwas, was der Frage nach dem, was wir zuvor für normal hielten, völlig neue Dimensionen verleiht – nämlich erneut: die Dimension eines Details, das im Wortsinn »schlagartig« seine Bedeutung erweist, nicht länger vernachlässigt und als Nebensache beiseitegeschoben werden darf? Die Ausnahme – existiert sie schon viel länger? Existiert sie, weil wir immer nur von Normalitäten ausgingen?

Zwei Zeitordnungen

Die Texte dieses Buches wurden zu großen Teilen zunächst auf einem Blog publiziert, den der Autor seit 2013 betreibt und im März 2020 zu einer Art Corona-Extrablatt umbaute. Für das Buch lösten wir die strikte chronologische Reihenfolge der Blogtexte auf, sortierten Texte und Textschnipsel auseinander und ordneten sie verschiedenen Themen zu, deren Aufeinanderfolge vom Gedanken eines logischen und ästhetischen Zusammenhangs bestimmt war. Auch dies ist freilich eine Momentaufnahme. Gut möglich, dass unsere Ordnung und Auswahl in zwei oder fünf Jahren anders ausfallen würden. Ob sie damit automatisch wahrer werden würden? Das steht dahin. Mit Walter Benjamin sind wir der Meinung, dass jede Wahrheit, die existenziell belangvoller ist als der Satz des Pythagoras, einen »Zeitkern« hat; dass sie Durchschlagskraft überhaupt nur in einer bestimmten historischen Situation gewinnt und auch nur dann, wenn diese historische Situation in ihrer Unverwechselbarkeit mit bedacht und mit reflektiert wird.

Die thematische Neuordnung und Umgruppierung der Blogtexte heißt nicht, dass ihr Zeitkern aufgelöst würde. Es heißt vielmehr: Transposition

in eine andere Zeitordnung, in der sich die Zeit in einer zweiten Zeit reflektiert. Beides zusammen könnte den Gehalt dieses historischen Moments treffen. Denn dieser ist viel mehr als bloß chronologisch. Krisen sind Phasen, in denen Zeiterfahrungen sich verdichten. Alles ist voll von Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit. So gewinnen alte Texte plötzlich eine Relevanz und schlagen wie ein Meteorit in die wunde Oberfläche der Gegenwart ein. Zukunftshoffnungen und Ängste brechen in dieser Gegenwart auf, die zwischen Utopie und Apokalypse schwanken. Alles scheint möglich und alles scheint unmöglich. Das, was wir Wirklichkeit nennen, erscheint als Behältnis von Parallelwelten und unterschiedlichen historischen Verläufe, die möglich sind. Dieser turbulenten Zeiterfahrung, in der sich Verschiedenes und Widersprechendes überlagert, dieser Gleichzeitigkeit von Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit versucht die thematische Ordnung zu entsprechen. Sie treibt heraus, was in der scheinbar schlichten Folge latent enthalten ist. Das wenigstens hoffen wir.

Entselbstverständlichung

Wir haben uns geübt in der Kunst des Zitierens. Wir versuchen, sprachliche Wirklichkeiten auszustellen, die wir während der »ersten Welle« gefunden haben. (Mitunter haben auch umgekehrt diese sprachlichen Versatzstücke uns gefunden. Sie drängten sich auf, sie fielen oder stachen ins Auge. Dieses war wahrscheinlich, weil begierig aufs Kleinste, schon auf neue, unerhörte Weise geweitet.) Geleitet wurden wir stets von dem Gedanken, dass Sache und Sprache keineswegs voneinander getrennte Dinge sind, sondern eines aus dem anderen hervowächst. Die »Philologie der Krise«, denen Teile des Buches gewidmet sind, soll verdeutlichen, dass die Art und Weise, über das Erlebte zu sprechen, direkten Einfluss darauf hat, ob Wirklichkeiten erkannt werden können und ob kollektive Reaktions- und Schutzmöglichkeiten möglich bleiben oder nicht.

Was das ist – die Wirklichkeit –, das ist natürlich gar nicht leicht zu sagen. Doch die sogenannte »zweite Welle«, die zurzeit der sogenannten »ersten« folgt – möglicherweise stecken wir, wenn dieses Buch an die Öffentlichkeit

gelangt, mitten in der dann so genannten »dritten«, die sich vielleicht mit neuen Mutationsformen des Virus auseinandersetzt, von denen die britische Entwicklung jetzt, im Dezember 2020, den Anfang darstellen könnte (in Wirklichkeit sind sie alle nur Teil einer einzigen, zusammengehörenden, durch uns selbst hervorgebrachten Entwicklung): All das zeigt, dass Wirklichkeiten zunehmend in Frage gestellt werden, sogar die einzige Wirklichkeit, derer wir uns sicher sein können, nämlich, dass wir eines Tages sterben werden, und jetzt vielleicht eben an diesem Virus.

Es gibt eine soziologische Einsicht, die in diesem Kontext von fundamentaler Bedeutung ist: Sobald Menschen glauben, dass etwas wirklich sei, haben ihre Überzeugungen wirkliche Folgen. Die Folgen sind unabhängig davon, ob das Geglaupte wirklich existiert oder nicht. In dem Augenblick, in dem jemand davon überzeugt ist, etwas sei wirklich, wird er sich gemäß dieser Überzeugung verhalten, das heißt, in diesem Sinne, durch sein Verhalten nämlich, auf die Wirklichkeit Einfluss nehmen. Am Beispiel der Verschwörungstheorien tritt die Richtigkeit dieser These in erschreckender Klarheit hervor. Weil massiv wirklich ist, dass Menschen glauben, der Virus existiere nicht, leben sie entsprechend dieser Überzeugung – sie leben gemäß dieser, ihrer Wirklichkeit und bringen so neue, handfeste Wirklichkeiten hervor.

Bei allem Tastenden, Versuchsweisen, das unserem Essay anhaftet, gibt es also doch Gewissheiten: Gewiss ist, dass wir uns mit dieser Form der Hervorbringung von Wirklichkeit auseinanderzusetzen haben, dass sie zentral ist. Wir wenden uns gegen die Aufrechterhaltung von Selbstverständlichkeiten, das heißt von Normalität in diesem verschwörungstheoretischen Sinne. Normalität erscheint stets von Neuem als das Produkt eines Prozesses, den man als die »Verselbstverständlichung« von Wirklichkeit bezeichnen könnte. In Wirklichkeit entspricht sie aber vorwiegend dem Bedürfnis, sich selbst verständlich und damit dem bisherigen Alltag verhaftet bleiben zu können. Alles soll bleiben, so wie es ist. Der Einbruch des Neuen in die Wirklichkeit wird als Störung abgewiesen. Die Vehemenz, mit der behauptet wird, bestimmte Dinge seien selbstverständlich oder müssten es umgehend wieder werden, zeigt jedoch zumindest eines, nämlich, dass eigens gesagt werden muss, die Dinge seien selbstverständlich. Die bloße Thematisierung zeigt an, dass etwas in Fluss geraten und ein riesiger, kollektiver Aushandlungsprozess darüber im Gang ist, was noch als normal gelten darf oder soll und was nicht.

Wir haben versucht, uns in diesem Prozess stimmlich zu artikulieren und selbst gleich in doppeltem Sinne in Distanz zu Selbstverständlichkeiten zu treten: zu dem, was wir von uns selbst verstanden zu haben glaubten, und zu dem, was uns in Bezug »auf Welt« bis dahin als verständlich gegolten hatte. In dieser Hinsicht stellt der Ausnahmezustand eine enorme emotionale wie intellektuelle Herausforderung dar. Doch eben nicht als Ausnahme. Die Ausnahme als Ausnahme ist ganz uninteressant, denn sie geht vorbei, bleibt selbst in dem Moment, in dem sie ist, zurück hinter dem, was keine Ausnahme ist. Uns interessiert die Ausnahme also als Ausnahme, die – sprichwörtlich und doch keineswegs »selbstredend« – die Regel bestätigt, die Ausnahme, die eine ist und doch keine ist und vielleicht noch nie eine gewesen ist.

Feedbacks der Krise

Schlaflosigkeit

Warum schlafe ich – wie offenbar viele andere Menschen – so schlecht? Es ist nicht der Bewegungsmangel allein. Den habe ich auch sonst manchmal, und ich schlafe trotzdem. Es ist auch nicht das Essen. Ich esse so ausgewogen wie immer. Es ist auch nicht die Arbeit. (Doch hier hat sicher die radikalste Veränderung stattgefunden.) Aber nur die Arbeit?

Es ist etwas anderes. Es ist eine Unruhe, in der sich alles konzentriert, was ich von Gegenwart und Vergangenheit weiß. Alle in ihnen enthaltenen Möglichkeiten scheinen auf. Alle Katastrophen. Alle einstigen Beschleunigungsprozesse und der Verlust von Kontrolle, der mit ihnen einherzugehen pflegte. Systemumbrüche. Diktaturen. Wirtschaftliches Chaos. Und vieles mehr.

Also ist es eigentlich die Diskrepanz zwischen der derzeitigen Ruhe und dem Kommenden, zwischen Warten und Erwartetem, die mir den Schlaf raubt. Ich sitze im Garten, die Bananenstauden wachsen, der Mangobaum spendet Schatten, nur selten ist aus der Ferne das Geräusch eines einzelnen Autos zu hören, die Temperaturen sind jetzt schon, trotz des strahlend blauen Himmels, tropisch-winterlich, das heißt äußerst angenehm usw. usf.

Furchtbarkeit des guten Lebens, Dankbarkeit aber zugleich dafür, nicht in einer winzigen Wohnung gefangen zu sein, stattdessen einen Garten zu haben, Bananen und einen Mangobaum, die Sonne im Gesicht. Also macht mir das Angst, was ich liebe, glaube schon halb zerstört, was ich gerade genieße, hätte gern, es ginge so weiter, fürchte, dass es so kommen wird (dass es so weitergeht), wusste, fühlte ja schon vorher, dass es auf keinen Fall so weitergehen konnte wie bisher.

Und jetzt ist der Moment gekommen. Das Gefühl des Umschlags. Dabei sitze ich weiterhin unter Bananenbäumen, in der Sonne, in einer Ruhe, in die

noch nicht einmal mehr der Autolärm dringt. Der Umschlag im Verharren. Das Verändern-Wollen im Genuss fortdauernder Kontinuitäten.

Ich liege schlaflos wegen meiner eigenen Widersprüchlichkeit. Mitten in tiefster Nacht wälze ich mich im Bett wegen meines Platzes an der Sonne.

Krise als Beschleunigung

Krisen sind Beschleunigungsmaschinen. Sie setzen mit explosionsartiger Geschwindigkeit Parallelwelten frei. Man sollte sie erst einmal nebeneinander stehen lassen. Es ist richtig, dass der Ausnahmezustand, der sich mehr und mehr anbahnt, dazu genutzt werden könnte, Szenarien für ernstere Ernstfälle durchzuspielen und den Abbau demokratischer Rechte zu erproben. Aber handelt es sich deswegen um eine Verschwörung, einen Plan von wem auch immer? Ganz offenbar ist das System gerade Subjekt geworden und steuert das Handeln der Menschen, dirigiert ihren Affekt- und Vernunfthaushalt. Und da treten Selbsterstörungsbedürfnisse ebenso zutage wie robuste Strukturen, die wir fast schon vergessen hatten und die dem widerstehen. Einerseits Abbau demokratischer Rechte im Namen einer Epidemie, deren Verlauf schwer abzuschätzen ist. Andererseits Verzicht auf vielleicht liebgewordene, aber überflüssige Konsumgewohnheiten, auf ein Sozialverhalten, das auf den Müllberg der Geschichte gehört. Hamsterkäufe und Kampf um den Platz bei dm; zugleich neue Formen selbstorganisierter Fern- und Nah-Solidarität, die nun ausprobiert werden und von denen man hofft, dass sie sich auch in der Zeit nach der Krise, vor der nächsten, bewähren. Es hat diese zwei Seiten, mindestens. Der Klimawandel ist gerade vom Tisch. Diese quälend langwierige Gattungskatastrophe, in der wir uns bewegen, ist für den Moment aus dem Gesichtskreis der Öffentlichkeit verschwunden und hat der fasslicheren und insgesamt handhabbar erscheinenden Epidemie Platz gemacht, angesichts derer die Politiker demonstrieren können, dass sie, *after all*, doch zu was nutze sind. Wie praktisch! Allerdings bietet genau das auch eine Chance, das so dringend notwendige Gattungsbewusstsein zu erlernen. Wo überschneiden sich individueller Körper und Gesellschaft breiter und wirksamer als während einer Epidemie? Biopolitik ist nicht nur eine Verfügung von oben, sie kann auch von unten

kommen. Einerseits werden wir Zeug:innen einer egoistischen und zugleich selbstzerstörerischen Unvernunft, die als nackter Wesenskern der gegenwärtigen Gesellschaftsform vor Augen tritt. Andererseits tun so viele Menschen genau das Gegenteil. Manchmal denke ich, dass nun der brutale Klassencharakter genau dieser Gesellschaft herausgetrieben wird – vieles wird auf dem Rücken der einkommensschwachen Bevölkerungsteile ausgetragen, die die für selbstverständlich gehaltene Grundversorgung aufrechterhalten. Dann aber sehe ich sie in ihren Kleingärten sitzen wie eh und je, und denke: Nein, gerade sie können manchmal auf solidere Lebensverhältnisse zurückgreifen als manche, die im gut bezahlten Homeoffice allmählich den Koller kriegen. Vor oder hinter die Klassenverhältnisse schiebt sich das Verhältnis von Stadt und Land, Ost und West, Nord und Süd. Sie alle verlangen nach neuer Bewertung. Ist das, worüber man sich als Untertanengeist der Deutschen gerne lustig machte, jetzt vielleicht das Richtige, das eine landesweite Ausgangssperre verhindern könnte? Vernunft und Widersinn, praktische Klugheit und blinder Irrationalismus liegen dicht beieinander und sind nicht voneinander zu unterscheiden. Kultur fällt gerade aus. Jedenfalls die, die nicht im Netz stattfindet. Heißt das, dass sie insgesamt in schweren Zeiten entbehrlich ist, oder lehrt es uns, etwas an ihr zu schätzen, das uns aufrechterhält, auch und gerade dann, wenn es ums Leben geht? Balkonsingen, Hausmusik? Ich habe keine Antworten auf diese Fragen, aber es scheint mir wichtig, sie zu stellen. Krisen sind Beschleunigungsmaschinen. Sie entmächtigen uns als souveräne Subjekte. Aus dem heißen, rasend rotierenden Zentrum fliegen Brocken heraus: neue Formen der Kollektivität, böse und gute; Möglichkeiten jedenfalls, die uns versperrt schienen. Für sie den Sinn zu schärfen, ist im Moment die wichtigste Aufgabe.

Panik

»*I want you to panic.*« Das hat uns Greta Thunberg vor einigen Monaten ans Herz gelegt. Jetzt sieht man, was dabei herauskommt. Denn wenn man es schafft, sich ihren Sirengesängen zum Trotz von den Verschwörungstheorien fernzuhalten, lässt sich die gesellschaftliche Dynamik dieser Tage nur auf eine einzige Art und Weise erklären: dass wir uns in einem kollektiven

Angstzustand befinden. Diese Angst hat keinen konkreten Gegenstand. Oder anders: Sie geht darüber hinaus, dass viele Menschen sterben werden und das Gesundheitssystem zusammenbrechen könnte. Eine tiefere, unbestimmtere Angst scheint darin auf – eine Angst, die Thunberg prophetisch erfasst, wenn sie von Panik spricht. Es ist die Angst vor uns selbst; Angst davor, dass herauskommt, was wir angerichtet haben; dass wir eine Selbsterstörungsmaschine gebaut haben, die nicht mehr abgeschaltet werden kann, dass alles außer Kontrolle gerät und dass dies nur der Anfang gewesen sein wird. Psychologisch befinden wir uns, mühsam zurückgehalten, in einer Feedbackschleife, durch die sich Furcht über Angst in Panik verwandeln kann. Und in Aggression. Und in Selbsterstörung.

Notstand

In gewissem Sinne herrscht Notstand, wenn auch in einem weitergehenden Sinne als in der in den 1960er Jahren so hart umkämpften Notstandsgesetzgebung der Bundesrepublik, die andere Entscheidungswege und Anordnungsbefugnisse nur für sehr spezielle, genau umrissene Fälle, wie etwa die sofortige Verteidigung des Landes, vorsah. Jetzt entsteht ein formaler Notstandsbegriff: Notstand herrscht dann, wenn sich die Geschwindigkeit von Ereignissen und das Tempo demokratischer Entscheidungen nicht mehr synchronisieren lassen. Das heißt dann, wenn die Zahlen davon galoppieren. Notstand ist ein Beschleunigungsphänomen. Er tritt dann ein, wenn lineare und nichtlineare Prozesse aufeinanderprallen. Lineare Prozesse sind planbar. Produktionsvorgänge und Entscheidungsabläufe lassen sich steigern, aber im Prinzip nur in direkter Proportion zu dem verausgabten Input. Habe ich doppelt so viel Zeit zur Verfügung, kann ich doppelt so viel produzieren – Klopapier oder Entscheidungen. Was aber gerade vor sich geht, sind nichtlineare Prozesse. Das »exponentielle« Wachstum der Zahl von Corona-Infizierten, die sich in immer kürzerer Zeit verdoppelt, sodass bereits in dem Moment, in dem die Nachricht, in Deutschland gebe es 27 436 Infizierte, das Robert-Koch-Institut verlässt, diese Zahl bereits veraltet ist und nicht mehr stimmt, von dem Zeitpunkt, an dem sie in der Nachrichtenredaktion des Deutschlandfunks ver-

sen wird, einmal ganz zu schweigen. Die Zahl fixiert und simuliert Beherrschbarkeit, auch wenn und gerade weil sie längst überholt ist.

Die meisten Prozesse, mit denen wir es zu tun haben, sind nichtlinearer Natur: Populationsentwicklungen, der Klimawandel, das Geschehen an der Börse. Auch der globale Infektionsprozess ist ein Vorgang der Populationsentwicklung – des Covid-19-Virus nämlich, das für seine Vermehrung im hochentwickelten Kapitalismus mit seiner dicht gedrängten menschlichen Biomasse günstige Vermehrungsbedingungen vorfindet. Linearität ist die Ausnahme, das Unwahrscheinliche. Vielleicht war Naturbeherrschung nie etwas anderes als die Schaffung von Inseln der Linearität, die von Menschen beherrscht werden, deren Verläufe sich vorhersagen ließen, in einem Meer nichtlinearer Systemprozesse. Systeme prozessieren nichtlinear, exponentiell und über Feedback-Schleifen, die sich beschreiben, aber nicht vorhersagen lassen. Deswegen gibt es diese »Kipp-Punkte«, von denen jetzt so viel die Rede ist, wenn das System durch besonders gute oder besonders schlechte Umweltbedingungen aus dem aufwandsarmen Gleichgewichtszustand gerissen wird, in dem es sich normalerweise befindet. Dann herrscht aus der Sicht eines linearen Systems, das auf Vorhersagbarkeit eingerichtet ist, Notstand.

Auszeit

Natürlich hat alles zwei Seiten. Während die einen Sonderschichten fahren, bleiben die anderen verordnetermaßen zu Hause. In jedem Fall bekommt das Leben einen anderen Rhythmus. Familien sind im Guten wie im Schlechten auf sich zurückgeworfen. Spannungen und Gewalt können ebenso zunehmen wie die glückliche Erfahrung nicht so durchgetakteter Tagesabläufe. Wir lernen, wie man es ohne die Attraktionen des Konsums miteinander aushält. Wer alleine ist, hat überraschend viel Zeit. Womit sie füllen? Mit einem guten Buch oder einer Serie, die ich schon lange mal ohne lästige Unterbrechungen durchschauen wollte? Noch mehr als vorher verlagert sich unsere Kommunikation aufs Internet und die digitalen Kanäle, Nah- und Fernbeziehungen werden neu sortiert. Wir überlegen: Was ist wichtig, worauf kommt es an? Klar, Essen, Trinken, medizinische Versorgung. Aber wir beginnen, uns endlich einmal

vorzustellen, was alles nötig ist, um selbst diese Dinge auf dem Niveau, an das wir uns gewöhnt haben, aufrechtzuerhalten. Wie viele Menschen, Maschinen, Energie, wie viel Arbeit und Arbeitskraft steht hinter einem einzigen Supermarktregal! Wir begreifen, dass unsere Kultur alles Mögliche ist, aber nicht robust. Ein barockes Gefühl: All das, was so festgemauert vor uns steht, bedarf unablässiger menschlicher Arbeit zu seiner Aufrechterhaltung. Aus den sichtbar gewordenen Lücken einer Welt, die wir unwillkürlich für vollautomatisierbar halten, blickt das müde Antlitz aller arbeitenden Menschen. Was, wenn es fortfällt? Dann sinkt alles in sich zusammen, wie die Welt in Eichs Termitentraum. Wir bekommen ein wenig Achtung vor all denen, die weiter arbeiten und die auch so noch immer komplizierte Notgesellschaft in Bewegung halten: den Transport und die Verteilung von Lebensmitteln, die Netze von Strom, Wasser und den Daten, aus denen unsere Welt besteht. Nichts davon ist mehr selbstverständlich. Und das ist erst einmal gut so. Was ist wichtig, was ist überflüssig? Das fragen wir uns jeden Tag. Fast will es scheinen, als gewinnen wir für Momente den Blick zurück, auf den es gattungsgeschichtlich und völlig unabhängig von dieser Epidemie vor allem anderen ankommt: den Blick über den Tellerrand unserer Konsumgesellschaft, die nichts sieht als sich selbst und anderes sich vorzustellen nicht mehr in der Lage zu sein scheint.

Aber der Preis ist hoch. Auch das stellen wir fest. Wir bewegen uns durch einen täglich dichter werdenden Wald von Notverordnungen. All das wird uns gegen unseren Willen von denen vorgegeben, die die Vertretung des Gemeinwohls für sich beanspruchen. Die Demokratie wird ausgesetzt. Auch das hat zwei Seiten. Wir lernen: Es gibt nicht bloß die Freiheit unbegrenzter Bedürfnisbefriedigung, sondern eine zweite, die durch Unterdrückung sichtbar wird, eine Freiheit der Freiräume, die uns nicht oder nur schwer wegzunehmen sind. Diese Freiräume haben wir vergessen, wir haben sie inmitten der blendenden Warenwelt, die unserer Bedürfnisbefriedigung dient, aus dem Blick verloren. Ich will keinem existentialistischen Begriff der Freiheit das Wort reden, jener Freiheit, die unter gleich welcher Bedrängnis sich behauptet, ja sich vielleicht sogar bewährt. Eine nur innere Freiheit ist Ideologie und verlogene Propaganda all derjenigen, die schon immer an der Abschaffung der wirklichen Freiheit interessiert waren. Daraus abzuleiten, dass es gar nichts sei mit der Gedankenfreiheit, ist aber auch nicht richtig. Sophie Scholl spielte ihrem im Gefängnis sitzenden Vater jeden Abend das Lied »Die Gedanken sind frei« auf der Blockflöte vor; sie wollte ihn stärken und in einer Lage, die äußerlich aussichtslos

war und in der allein auf die Widerstandskräfte der Gedanke, Wünsche und Erinnerungen verwiesen war, ist ihr dies vielleicht auch gelungen.

So schlimm ergeht es uns nicht. Aber der eine oder die andere stößt vielleicht während der Einschränkungen, seien sie mild wie in Deutschland oder vergleichsweise streng wie in Frankreich, auf diesen Vorbehalt, diese innere Reserve, die sie oder er nicht so gefühlt haben mag.

Bleiben wir ruhig und lassen das Experiment auf uns wirken. Seien wir misstrauisch all denen gegenüber, denen an der Wirtschaft alles, an der Freiheit nichts gelegen ist! Achten wir auf die autoritären Bedürfnisse, denen die Pandemie als Mittel willkommen ist, um durchzugreifen und den Ausnahmezustand zu proben! Seien wir aufmerksam auf die Rhetorik des nackten Lebens! Sie könnte ein schlechtes Mittel zum schlechten Zweck sein. Achten wir auf die Witze! Sie waren schon immer Gesten innerer Freiheit, die auf die äußere Anspruch erhob und ihre Verweigerung zum Gespött macht. Genießen wir die Schönheit des Moments in dem Bewusstsein, dass er jederzeit zu Ende sein kann! Das ist ja vor allem die Freiheit, die uns in der Auszeit zuwächst. Ein wenig Musik, staubiger Dunst über dem Waldrand, die Stimme meines fernen Freundes, ein einsames Auto im allgemeinen Stillstand ...

Fragen

So vieles verstehe ich nicht. Dass jetzt der Erhalt von Menschenleben oberste Priorität haben soll, klingt ja gut. Aber bisher war das System nicht zimperlich. An den Kapitalismus mit menschlichem Antlitz glaube ich nicht. Handelt es sich um eine kollektive Angstreaktion vor einem Prozess, der sich nicht kontrollieren lassen könnte? Vollzieht sich der Wechsel von der Wirtschaft zur Wissenschaft als leitendem Paradigma politischer Prozesse aus Not und Hilflosigkeit? Gleichwohl laufen die wirtschaftlichen Prozesse weiter und es kann gut sein, dass wir in eine neue Stufe der Monopolisierung eintreten. Die kleinen Unternehmen werden sterben wie die Fliegen. Die Umwelt wird gleichwohl eine Zeit lang aufatmen. Auf welchem Tag in diesem Jahr wird wohl der *Earth Overshoot Day* fallen? Wie lange werden wir brauchen, um das wieder aufzuholen? Klar ist: Wenn diese Krise überstanden ist, wird nur noch

eines zählen: Wirtschaft, Wirtschaft und nochmals Wirtschaft. Fuck climate! Fuck Nachhaltigkeit! Wir haben größere Sorgen und die Klimanörgler sind erst einmal abgeräumt.

Morgendliches Erwachen

Ich kann mich nur selten an meine Träume erinnern. Nach ein paar Sekunden sind sie zerstoßen. Aber gerade jetzt nehme ich an, dass die Corona-Gefühle, die sofort einsetzen – die Frage, wie kann man sich auf das, was so fundamental anders ist als sonst, einen Reim machen –, sich aus dem Material dieser Träume formen, die ich nicht kenne und mir zumindest eine Idee von ihnen geben. Oder ist es umgekehrt? Ich ahne also etwas von dem, von dem ich nichts weiß.

V-Effekte des Sozialen

Sehnsucht

Vor dem Supermarkt treffe ich eine frühere Nachbarin. Ich habe sie eine ganze Weile nicht mehr gesehen. Eine schöne Frau, noch immer, doch vom Leben gezeichnet, viele gescheiterte Beziehungen, die letzte, die ich miterlebte und in der wieder einmal alles anders werden sollte, hat ihr eine kleine Tochter hinterlassen, die sie in Liebe und Armut erzieht. Ein wenig Esoterik gibt ihr Halt. Ein Zeitalter der Liebe, so sagte sie mir vor einem Dreivierteljahr, werde anbrechen.

Ich habe selbst eine Trennung hinter mir, bin beschädigt, ratlos, suchend, extrovertiert und introvertiert zur gleichen Zeit. Alles gleichzeitig. Sie weiß noch nichts davon, das verrät gleich ihre erste Frage. Also erzähle ich, gebe einen Abriss dieses einzigartigen Jahres.

Irgendwann liegt in der Luft – ich merke es an der beiderseitigen, ständigen Unterschreitung des gebotenen Mindestabstands –, wie schön es doch wäre, zusammenzuliegen und sich zu trösten. Die Wärme zu spüren, nicht zu reden, den Körpern eine Kommunikation überlassen, die nicht aus Ansteckung besteht. Zusammen schlafen – ja, vielleicht. Ist aber nicht der Hauptpunkt. Es geht um die Nähe von Körpern.

Aber wir haben eine Epidemie, die uns zu Unberührbaren macht. Wir kommunizieren auf Distanz, idealerweise über körperlose Medien, die alles, was von uns ausgeht, desinfizieren. Wir sind kein Paar, das noch Rechte hat. Was, wenn wir eines würden? Jetzt gleich? Oder wenigstens ein halbes? Wie es sich halt ergäbe? Ist es kein Recht, sich einem anderen Menschen anzunähern, wenn man ihn/sie begehrt? Ist der sexuelle Akt die einzig erlaubte Form der Nähe?

Hinzu tritt, dass ich mir vorkomme wie auf dem Präsentierteller. Die anderen Kund:innen (nicht zahlreich) und das angemietete Wachpersonal (zahlreich), das jedem von uns einen zuvor desinfizierten Einkaufswagen zuweist, haben uns, so scheint es mir, die ganze Zeit im Visier. Argwöhnisch registrieren sie alle aus der Reihe tanzenden Bewegungen. Wie weit werden sich die beiden einander annähern? An welchem Punkt muss man eingreifen und sie auseinander treiben?

Ich werde von meinen eigenen Untertanenphantasien erdrückt, die das, was mich zu Beginn nur als schwacher Impuls streifte, mit einem Mal reizvoll bedeutsam erscheinen lassen, wie eine Wunde, die sich durch häufiges Berühren entzündet. Nach dem ersten Begehren entsteht ein zweites, ein drittes, ein viertes, aber nicht aus ihm, sondern aus der ohnmächtigen Opposition gegen die Einschränkung unseres Lebens, in der Opposition also gegen mich selbst, der ich mir ja einen Gutteil davon zusammenphantasiere.

Ich bin total konfus und was ich von der Frau eigentlich will, weiß ich schon gar nicht mehr. Derweil läuft das Gespräch weiter und weiter. Es hat sich mittlerweile der Epidemie zugewendet. Sie neigt zu Verschwörungstheorien, ich versuche, freundlich zu bremsen. Und sie erzählt von der Blockwart-Mentalität in dem Haus, in dem sie wohnt und das ich kenne. Ich kann mir gut vorstellen, welche Fenster sich öffnen, wenn ich morgens dort aus der Tür treten würde.

Erschöpft gebe ich auf und verabschiede mich. Ein gemeinsamer Impuls verbindet uns beim Weggehen: aufeinander zuzugehen und uns zu umarmen. Etwas davon nehme ich mit, überall dorthin, wo wir uns als verstreute Massenpunkte bewegen.

Im Supermarkt

An einer Kasse im Supermarkt: Die Kassiererin bittet um die Einhaltung des vorgeschriebenen Abstands. Die Frau vor ihr, die Kundin, dürfte nicht da sein, wo sie ist: Sie ist zu nah herangerückt an die Kasse. Sie verhält sich, als wäre das Stehen an der Kasse weiterhin etwas Normales. Aber normal ist jetzt nichts mehr. Die Kundin dürfte zudem gar nicht sein, wo sie ist – nicht nah

an der Kasse und selbst nicht die vorgeschriebenen Schritte entfernt von ihr –, denn sie wartet auf das Ergebnis des Tests, der in wenigen Stunden erweisen wird, ob sie den Virus hat oder nicht. Trotzdem ist sie da. Da und zu nah. Nicht zu Hause, nicht in fernster Ferne, sondern in allernächster Nähe, sodass die Kassiererin Angst bekommt.

Diese weiß aber gar nicht, dass sie allen Grund hat, vor dieser Kundin Angst zu haben. Sie weiß nicht, dass diese auf das Ergebnis des Tests wartet. Aber sie weiß, dass der Abstand in jedem Fall zu gering ist. Und sie sagt, dass die Welt jetzt alles ist, was der Fall ist: der Zufall nämlich, der heraufbeschworen werden könnte, wenn die Frau (die sie für normal hält, das heißt für gefährdet und gefährlich wie wir alle, doch nicht für besonders gefährlich, nicht für eine, die auf das Ergebnis ihres Tests wartet), wenn die Frau krank wäre. Die Kassiererin besteht also auf der Einhaltung des Abstands. Die Kundin ihrerseits weiß, dass der Zufall, der gerade die Welt geworden ist, in ihrem Fall besonders nahe liegt: Das Ergebnis des Tests wird in wenigen Stunden eintreffen. Und trotzdem ist sie da. Und will einkaufen. Vielleicht, weil in wenigen Stunden der Test eintreffen wird? Und weil sie vorher etwas zu essen nach Hause bringen will?

In jedem Fall bringt der Hinweis der Kassiererin, sie stehe zu nah an der Kasse, sie in Rage. Mit einem schnellen Schritt nähert sie sich noch mehr, verringert den Abstand bis zum Äußersten – und hustet aus nächster Nähe der Kassiererin mitten ins Gesicht.

Jetzt ist der Fall der Fälle, für den der Abstand vorgeschrieben worden war, ein wirklicher Fall geworden: ein Kriminal- und vielleicht sogar (das wird sich in wenigen Tagen zeigen) ein Mordfall. Die Kundin hat der Kassiererin ins Gesicht gehustet. Die Kundin, die auf das Ergebnis ihres Tests wartet, also weiß, dass ihr Körper vielleicht schon seit Tagen eine biologische Waffe ist, nutzt diese Waffe und richtet sie (das heißt sich) gegen den Körper der Kassiererin. Die Bitte um Abstand wird als Provokation wahrgenommen, gerade weil so wahrscheinlich ist, dass der Abstand – doch das kann die Kassiererin gar nicht wissen – in diesem Fall wirklich im höchsten Maße geboten wäre.

Und weil die Kassiererin, ohne es zu wissen, die Wahrheit trifft (die Wahrheit in all ihrer dramatischen Wahrscheinlichkeit), versucht umgekehrt die Kundin, die Kassiererin mit dieser ihrer (der Kassiererin) Wahrheit (die sie, die Kundin, selbst noch nicht recht anerkennen mag) zu treffen. Es ist, als wäre die Kassiererin (ohne es zu wissen) der Kundin an Wissen voraus gewesen und

als hielte es die Kundin nicht aus, dass die Kassiererin (die nur für den Fall der Fälle auf der Einhaltung des Abstands zu bestehen versuchte) unwissentlich die Wahrheit gesprochen hat. Die Kundin bestraft also die Kassiererin für eine Wahrheit, von der diese gar nichts wusste. Und doch wusste die Kundin die Wahrheit, weil das Wissen sich in der gegebenen Situation stets auf deren Möglichkeit bezieht – die Möglichkeit von Wahrheiten, die man nicht gern verkörpern möchte: die Möglichkeit von Krankheit und Tod. Die Kassiererin anzuhusten bedeutet demnach, die Wahrheit auf sie abwälzen zu wollen, und wenn das Abwälzen nicht gelingt (denn irgendwie weiß ja auch die Kundin, dass ihr Krankheit und Tod bevorstehen könnten), dann soll die Wahrheit zumindest zu einer geteilten werden. Wenn man schon selbst krank wird, soll auch diese andere, die ungewollt daran erinnert hat, dass man selbst krank werden könnte (und zwar vielleicht schon in Kürze), krank werden und sterben. Man nutzt, was man in sich trägt. Man genießt im Moment der Rage, dass man keine Waffe braucht. Man ist die Waffe. Doch zugleich behauptet man durch den Angriff – die Hustenattacke im neuen, schrecklichen Wort-sinn –, man selbst sei angegriffen worden.

Die Kundin aber weiß als einzige, unbezweifelbare Wahrheit, dass ihr eine Macht zugewachsen ist, die sie nie zuvor besessen hat. Nie hätte sie sich in normalen Zeiten mit einer Pistole oder einem Messer auf eine Kassiererin gestürzt. Nie wäre sie zu einer Mörderin geworden. Oder anders: Nie hätte sie zu einer Mörderin werden *können*. Höchstens zu einer Kundin, die, aus einer plötzlichen Rage heraus, jemanden (z. B. eine Kassiererin) anspuckt. Aber vielleicht auch das nicht, denn jemanden anspucken ist im Normalfall eine zwar symbolisch hochgradig verwerfliche – nicht aber tödliche – Gewalt.

Oder doch? Ist vielleicht in jedem Anspucken schon der Wunsch, den anderen zu töten, enthalten? Und zur wirklichen Tötung wird das Verspritzen der eigenen Körpersäfte dann, wenn ansteckende Krankheiten den Radius dessen, was als Waffe zu definieren wäre, erweitert haben? Bricht an den Kassen der Supermärkte ein Krieg im Kleinen aus? Ein Krieg, der sich im Großen wiederholen könnte?

Man spuckt dem Gegner, der Gegnerin ins Gesicht. Man spuckt ihn oder sie mit seiner Zukunft an, als Antizipation des Todes, der dann sozusagen von allein kommen wird, ohne weitere Beihilfe des:der Täter:in. Die Krankheit macht an ihrer Stelle die Arbeit. Man behauptet die Natürlichkeit des Todes des anderen und genießt doch zugleich das Bewusstsein, dass man das Natur-

liche zur Waffe, also zum Ergebnis der eigenen Kunstfertigkeit, zu machen vermochte. Und das ohne jeden Aufwand! Und weil man die Krankheit selbst nicht angreifen, sondern sie nur behandeln kann – als Erfahrung einer Form von Hilflosigkeit, ja Demut –, muss man die Krankheit künstlich aus sich ausstoßen und den:die Schuldige:n, den es nicht gibt, durch sie treffen.

Die falsche Projektion wird zum Projektionsstrahl der eigenen, infizierten Spucke. Die Möglichkeit, mit großer Leichtigkeit andere zu töten, wird nicht als Aktion gesehen, sondern als Reaktion. Man greift nicht an, sondern fühlt sich in erster Linie umgekehrt angegriffen. Die Kasse des Supermarkts wird zur Frontlinie eines neuen Krieges. Opfer der Krankheit geworden zu sein, die sich in Form des ausstehenden, schon in Bearbeitung befindlichen Tests bereits in einem ausbreitet, ruft die Gewissheit hervor, es müsse jemanden gegeben haben, der einen hatte krank machen oder einem gar den Krieg erklären wollen. *A la guerre comme à la guerre*: Man handelt dieser Logik entsprechend. Man spuckt. Spuckt zurück. Man hat das Projektil im Mund.

Entscheidend darin ist die Vermischung aller Zeitebenen. Als auf Seiten der Kundin die Ansteckung erfolgte, war die Kassiererin vermutlich weder da noch gar verantwortlich. Aber schlicht dadurch, dass sie auf die Kundin trifft, als diese auf das Eintreffen einer dramatischen Nachricht wartet, wird sie zur Verursacherin von etwas erklärt, was Tage zuvor stattgefunden haben muss: die Ansteckung. Sie – die Kassiererin – wird, ohne es zu wollen, zur Botin, die die Botschaft bringt. Und wie so häufig in der Geschichte ist das Leben von Boten extrem gefährdet. Der sagt, was ist, hat bewirkt, was ist. Schlimmer noch: Er ist, was ist. Die Kassiererin wird zur Trägerin der Krankheit erklärt, obwohl sie – wahrscheinlich – noch gar nicht krank ist. Dadurch aber, dass ihr ins Gesicht gehustet wird, bestätigt die Tat, was – vielleicht – noch gar nicht tatsächlich war: In wenigen Tagen wird die Kassiererin ihrerseits krank werden. Und sobald das eingetroffen sein wird, ist nicht mehr wichtig, dass sie in dem Moment, in dem sie die Botschaft überbrachte, noch gar nicht krank gewesen ist und folglich auch die Kundin nicht hat krank machen können. Es reicht, dass sie krank werden wird (und also geworden sein wird), um sagen zu können, sie sei tatsächlich krank und habe demnach krankmachend auf die Kundin eingewirkt.

Hier haben wir ihn wieder, den Mechanismus der »verfolgenden Unschuld«. Wie im Krieg. Weil man angegriffen hat, ist man angegriffen worden. Weil die eigene Rage einen überwältigt hat, muss man den anderen überwältigen. Das ist keine Redundanz, sondern wird als legitimer Grund erlebt: Man hustet.